Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 37 (1933-1934)
Heft: 19

Artikel: Liebesbrücke
Autor: Frapan, Ilse
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-671974

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Labsal im Regen.

Das Wetter ist niedergegangen,
Die Wolken, die grollend und grau
Ins schwüle Gebirge gehangen,
Sie stillten der Wälder Verlangen,
Gelöst in unendlichen Tau —
Der Himmel ward heiter und blau.

Wohl zittern, wie flammend, die Lüfte,
Doch kühlet ein Wehen sie lind
Und trägt durch die dampfenden Klüfte
Der Kräuter gewürzige Düfte,
Wo rege die Wipfel noch sind,
Erschauern die Sträucher im Wind.

Breit flutet der Bach von den Fällen,
Der wirbelnd im Tale noch schwillt,
Rings tausend lebendige Quellen
Enteilen mit murmelnden Wellen:
Der Balsam, der köstliche, quillt,
Der Durst ist in Strömen gestillt.

Martin Greif.

Liebesbrücke.

Von Ilse Frapan.

„Von meinem Lande wollen Sie wissen? Von meinen Bergen? Von meinen Leuten?“ fragte Agbar verwundert, und seine Stimme wurde leise und liebkosend. Er blickte vor sich nieder. „Was ist da zu erzählen! Rauhe Berge, tobende Wasser, steile Täler. Und tief in den Tälern versteckt ist unser Dorf, unser Aul. Kommst du über den Rücken des Berges — du siehst es nicht. Halb im Felsen stecken die Häuser. Kommst du vom Tal herauf, siehst du die Türen — ein Fenster siehst du nicht — das ist da oben im Dach — ein kleines Loch!“ Er lächelte verächtlich. „Und die Leute? Die Unsrigen? Wilde Menschen sind wir alle, nicht so wie hier! Immer zu Pferd, immer die Hand am Dolch! Im guten Fall Jäger, im schlimmen Fall Räuber. Auf dem Kopfe die hohe Lammfellmütze, um die Schultern den Filzmantel, im Gürtel schöne Dolche, mit Silberarbeit, mit Goldarbeit, an der Seite den Pistolenkasten, jäh, rauh, aufbrausend gegen Feind und Freund, schnell wie die Gazelle der Berge, wie der Adler über dem Kasbek.“

Agbar warf den Kopf in den Nacken. Seine glänzenden schwarzen Augen erweiterten sich; er blickte über weite, weite Länder und Meere hinweg in seine Berge.

Plötzlich lächelte er, wie erwachend. „Nicht wie hier“, sagte er, sich flüchtig umschauend; „hier ist alles so weich! Sogar die Hunde. Ihre Hunde zerreißen keine Menschen, nicht wahr? Das ist merkwürdig.“

Seine weißen Zähne blitzten; er zerrte an dem schwarzen, lockigen Schnurrbart.

„Von meinem Lande? Von Daghestan?* — Es ist schön!“

Dann erblaßte sein gebräuntes Gesicht wie in heftiger Erregung. Die hohe Stirn zog sich zusammen. Er zuckte die Achseln.

„Nein, es geht nicht! Könnt ich es Ihnen zeigen! Aber mit Worten — das ist zu schwer. Wenn ich sage ‚Elbrus‘, ‚Kasbek‘, dann sehe ich vor mir ihre Majestät, und ihr weißer Schneeglanz blendet meine Augen. Aber was sehen Sie bei diesen Namen? Sie sagen in Ihrer Sprache ‚Schwarzes Meer‘! Warum sagen Sie ‚schwarz‘? Es ist blau — blau — —

Gut, ich will versuchen!

Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen aus Daghestan, von unsren Lesghiern. Von den Tapfersten der Tapferen, den Edelsten der Edlen, den Schönsten der Schönen.

Eine Geschichte von Liebe! Eine ganz einfache kleine Geschichte von Liebe bei wilden Leuten.

Eine Geschichte, die ich gesehen habe, mit meinen Augen. — —

Hören Sie! hören Sie einmal! Was singt da? Ein Flüevogel? Dieser kleine Vogel singt auch über dem wilden Heimattal, aus dem ich komme. Es ist Mittagzeit. Totenstille. Glühender Sonnenbrand. Und durch die Stille hin und wieder dieser frische, kunstlose Gesang der Flüelerche. Hören Sie?

Das Tal ist wild, und je höher du steigst, desto unzugänglicher wird es. Es verengt sich zur Schlucht, so nah rücken die Felsen zusammen.

* Kaukasus-Gebiet, am Kaspischen Meer.

Es ist nicht mehr bewohnbar, es ist nur noch ein Abgrund. Und die letzten Dörfer, die letzten zwei Dörfer liegen hüben und drüben, angeklebt an die Felsen, wahre Adlernester, Gumuch und Balai.

Zwischen Gumuch und Balai ist der Abgrund. Wer vom einen zum andern Dorfe will, der muß mühsame und gefährliche Felspfade klettern oder auf weitem Umrank hinabsteigen ins wegsamere Tal, um dann an der andren Seite, mit den Sprüngen der Bergziege, Zacke um Zacke aufwärts zu klimmen. Vier, fünf Wegstunden liegen zwischen Gumuch und Balai.

In Gumuch lebte die schöne Leili, in Balai lebte der Jüngling Dschandar. Aber zwischen Leili und Dschandar lagen mehr als vier, fünf Wegstunden über die Felsen, lagen andre Gefahren als Nebel und schwindliger Pfad. Wir sind Mohammedaner. Keine Türken, aber Mohammedaner. Unsre Frauen sind streng gehütet, wiewohl unverschleiert und unversperrt. Sie gehen mit ihren Gespielinnen, um Erdbeeren, um Brombeeren zu sammeln. Sie steigen mit ihren Gespielinnen hinunter ins Tal, wo der Brunnen ist, der aus der Felswand sprudelt, gerade hinab in den gehöhlten Baumstamm, aus dem die Pferde, die Büffel trinken. Mit den großen tönernen Henkelkrügen, die auf den Achseln lehnen, kommen die Mädchen an den Brunnen, um zu plaudern, zu lachen, sich zu necken. Aber sie kommen nie allein. Ein schönes Mädchen hat so viele Hüter, wie Augen im Dorfe sind. Wehe der, die ihre Sittsamkeit auch nur einen Augenblick zu vergessen scheint: schon die kleinen Buben tragen den Dolch und wissen ihn zu gebrauchen. Ihre Natur — unsre Natur — das ist wie Pulver! Ein Funke hinein, und alles brennt. Wir sind Wilde.

Die Eltern wählen den künftigen Gatten: nur zu gehorchen hat das Mädchen. Leili hat nicht gewartet, selber hat sie gewählt. In der Mondnacht am Brunnen — man geht gern in der Nacht, wo nicht das Vieh zur Tränke kommt, wo die Büffel schlafen, die sonst mit ihren plumpen Hufen den Boden rings um den Brunnen zerstampfen, daß der Schlamm aufspritzt —, da hat Leili den Jäger zum erstenmal gesehen.

Blutig kam er, bestaubt und erregt von der glücklichen Jagd mit seinen Gefährten. Sie sieht — er ist schön, schlank — hoch — geschmeidig — höher — schlanker — geschmeidiger als alle. Nicht ermüdet hat ihn die heiße Verfolgung des Wildes. Während die andern ruhen, ist er wieder aufs Pferd gestiegen, und in rasendem Lauf, hinsausend unter den Quittenbäumen, zerdrückt er spielend mit der Hand die gelben, steinharten Früchte. Die eine Hälfte fällt, die andre bleibt schwankend am Zweig — es lachen und flüstern die Mädchen — und Leili steht, und der Krug fließt über...

Dschandar! Wenn der Name ertönt, spitzt Leili die Ohren, und der Name ertönt oft. Dschandar! das ist der, der dem wilden Eber nur eine aufreizende Kugel von weitem schickt, um ihn abzufangen mit dem Dolch, wenn er sich auf den Feind stürzen will, so — Aug in Auge — mit dem kurzen Dolch!

Dschandar! Sein ist der schnellste, der treueste Renner; Leili kennt das freudige Wiehern, mit dem Jolkässan seinen Herrn begrüßt. Keinen Fremden duldet er auf seinem Rücken — den Räuber, der ihn entführen gewollt, hat er an die Felswand geschmettert —, aber unter Dschandar ist er folgsam und sanft.

Dschandar! Wenn Leili an ihrem Teppichrahmen webt und mit dem zackigen Hämmerlein die Fäden festschlägt, so klopft das Hämmerlein: ‚Dschandar'!

Wenn sie das Korn in der Handmühle mahlt, so schnarrt der Mühlstein: ‚Dschan—dar'! Wenn sie im tönernen Becken den Mohnsamen mit dem Stein zerreibt, so surrt der drehende Stein: ‚Dschandar'!

Und sie blickt auf zum bewölkten Himmel und singt:

‚Wolken wie Adern durchziehen den Himmel.
Aus den Adern tropft das Blut —
Wenn du mir das Herz zerbrächest,
Wer — wer könnt es zusammenkitten?'

Dschandar war tapfer, und Leili war schön. Er hat wohl ein wenig zur Seite geblinzelt, nach dem Brunnen hin, wo die Mädchen standen, ob sie's auch sehen, wie er die Quitten so scharf mit einem Dolchschnitt durchtrennt. Auf einem herrlichen Mädchenantlitz unter dem münzenumränderten Kopftuch hat der Mond liebkosend gespielt, — auf zwei roten, spitzen Pantöffelchen hat der Mondstrahl getanzt. Und ihre Augen haben selbstvergessen auf ihm geruht.

Solche Augen hat die Gazelle, die er unten im Tal verfolgt; mit solchen Augen hat ihn der Fasan angeblickt, der unter seiner Hand verblutet ist.

Neulich hat er drei Nächte nacheinander dem Märchenerzähler zugehört, der von Derbent her-

aufgekommen ist; und die schöne Fatima im Märchen, die nur schaut, aber nicht reden will, er nennt sie heimlich Leili!

Wenn er sie einmal treffen könnte, — wenn er sie könnte reden machen! Aber das verbietet die Sitte. Und auch Dschandar beginnt zu singen:

‚Der Weg nach Gumuch ist leicht und nahe,
Die Wasser versperren mir den Weg;
Zu meiner Geliebten möchte ich wandern,
Ein Tiger steht in der Mitte des Wegs!‘

Ja, wie ein Tiger blickte der alte Hussain Leili, seine Tochter, an, auf der Hochzeit in Balai, zu der die Leute von Gumuch zu Gast gekommen. Dort haben Dschandar und Leili einander wieder gesehen. Aber der Tiger stand in der Mitte des Wegs, und Dschandar hat Leilis Stimme nicht einmal gehört. Ein unaufhörliches Schüsseknallen, wildes Geschrei, Branntweingelage gab es dort. Aber Dschandar hat dem Märchenerzähler gewinkt, und um ihn, auf seinem Teppich, hat sich das junge Volk versammelt. Schweigend hat Leili dem Derwisch den kupfernen Becher gefüllt, und dann, auf ein Zeichen Dschandars, hat er angehoben zu erzählen von Fatima, die nicht reden gewollt, bis der schlaue Ali sie zum Sprechen verlockte.

Der Derwisch sprach: ‚Und Ali nahm eine Feuerzange, redete sie an und erzählte ihr ein Märchen. Das Märchen rann so: Ein Zimmermann, ein Schneider und ein Priester übernachteten in einer Herberge. Damit nicht Räuber sie überfielen, mußte je einer von ihnen draußen Wache stehen. Zuerst ging der Zimmermann hinaus. Und weil er sich langweilte, begann er zu schnitzen, und er schnitzte aus Holz eine schöne Frau. Als zweiter kam der Schneider hinaus. Wie er die schöne hölzerne Frau sah, beeilte er sich, sie anmutig zu kleiden. Er gab ihr ein rotes Kleid und einen breiten Silbergürtel; weiße Seide war das Kopftuch mit silbernen Münzen, gelbe Kandys das Beinkleid und rot die kleinen Pantoffeln.‘

Hier blickte Dschandar verstohlen auf Leili, und Leili errötete, denn der Erzähler hatte ihre eigene Kleidung beschrieben.

‚Nun kam die Reihe der Nachtwache an den Priester. Als er die hölzerne Frau sah, so schön geschnitzt und so schön gekleidet, da jammerte es ihn, daß sie von Holz war, und er flehte zu Allah: Gib ihr eine Seele!

Und Allah erhörte sein Gebet. Da kamen der Zimmermann und der Schneider herausgelaufen, und jeder der drei wollte die Frau haben. Ich habe sie aus Holz geschnitzt, sagte der Zimmermann. Ich habe sie anmutig und reizend gekleidet, sagte der Schneider. Ich habe ihr eine Seele gegeben, sprach der Priester.

Wem gehört nun die Frau? Als die schöne Fatima diese Frage hörte, die der schlaue Ali an die Zange gerichtet hatte, da erhob sie ihr Haupt und rief: — In diesem Augenblick rief, den Erzähler unterbrechend, Leili mit heller Stimme:

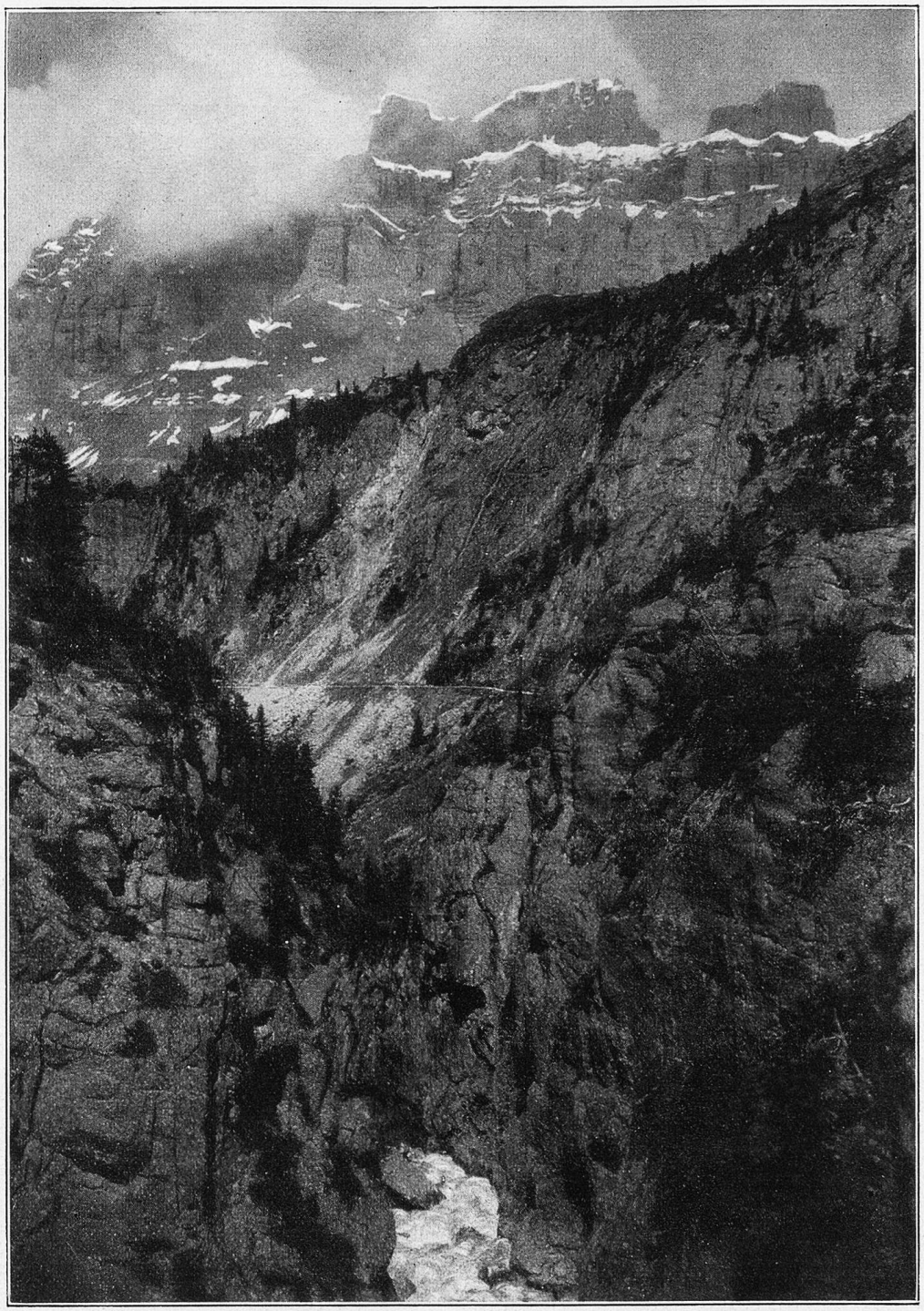
‚Die Frau gehört dem Priester!‘

Und aller Augen wandten sich auf Leili, und alle riefen ihr nach: ‚Die Frau gehört dem Priester!‘ Dschandar aber blickte leuchtend Leili an, und Leili blickte freudig auf Dschandar, und beide verstanden sich, und beide dachten in ihren Herzen:

Und Leili gehört dem Dschandar!

Sie haben sich nicht nur verstanden, sondern auch verständigt. Bald gab es nächtliche Zusammenkünfte unter tausend Gefahren. Vom Dache, wo sie mit der Mutter schläft in der lauen Sommernacht, gilt es sich hinwegzuschleichen, vorüber an der Stelle, wo der Bruder Murad bei den Kornvorräten schlummert. Murad hat den ganzen Tag gemäht, er ist müde. Leise, leise wie der Mondstrahl gleitet sie hinab über die Felsen, den Wasserkrug auf der Schulter. Erwacht ihr Bruder Medschid, der bei dem Vieh draußen ist, so geht sie zum Brunnen. Aber Medschid erwacht nicht, und auf der steilen Bergeshalde wartet Dschandar auf Jolkässans Rücken, Dschandar mit gezogenem Pistol, gewappnet gegen Feind und Freund, und er hebt sie zu sich in den Sattel, und Jolkässan, der keines Fremden Berührung duldet — Leili darf auf ihm reiten; er kennt sie, trägt sie willig. Das ist das höchste Zeichen von Dschandars Liebe, daß er Leili auf seinem Pferde reiten, mit seinem Lieblingsdolche spielen läßt.

So ging es einen Sommer lang. Gegen den Herbst aber ward zwischen den Leuten von Gumuch und Balai eine Neuerung beschlossen. Jahrtausende gähnte der Abgrund, jahrhundertelang lagen sich die beiden Dörfer so nah und doch so fern gegenüber, — endlich fand man es an der Zeit, eine Brücke zu bauen. Eine kunstlose Brücke aus einigen Baumstämmen, so wie bei uns die Brücken sind. Leicht war das Unternehmen trotzdem nicht, aber doch begann man die geeignetsten Eichbäume zu fällen und Steine herbei zu tragen, um die Stämme am Ende zu



Gadmerflüh und Wendenstöcke vom Sustenpaß aus.

beschweren. In beiden Dörfern herrschte eine freudige Aufregung. Die Seite, auf der Balai liegt, ist sonnig, dort wachsen die schönsten Stämme. Von Balai aus sollten sie über den Abgrund nach dem rauher gelegenen Gumuch hinüber geworfen werden.

Und alles ist bereit, und auf beiden Seiten rüstet man sich wie zu einem hohen Fest. Die Gemeinden waren vollzählig versammelt, hüben und drüben, alle im Freien. Schüsse knallten und weckten das hallende, donnernde Echo der Felsen, als die Männer von Balai begannen, den ersten, riesenhaften Eichenstamm mit mächtigem Anstemmen vorwärts über die Kluft zu schieben. Steine beschwerten das hintere Ende, um es an den Boden zu pressen: das vordere

aber schob sich, von zwei gleich starken Männerhäuflein, die rechts und links standen, in seiner Richtung erhalten, langsam gerade vorwärts auf die Klippen von Gumuch. Am eifrigsten arbeitete Dschandar. Er hat eins der Seile gepackt, die den Stamm umschlingen und zieht gewaltig. Und Zoll für Zoll schiebt sich der Baum über die Kluft, unbehauen, unentrindet, der erste Balken der neuen Brücke. Und drüben, in Gumuch, sind die Seilschlingen in Bereitschaft, um den Balken zu fangen, und Spannung arbeitet in allen Gesichtern; jede Felszacke ist behängt mit einem kecken braunen Buben, der als erster den Balken berühren, mit Händen ihn herüberziehen möchte. Lange arbeiten sie.

Da! ein Jubelgeschrei aus allen Kehlen! der Baumstamm ist gelandet, die Seile haben ihn gepackt, er kommt — er liegt, er ist da — die erste, schwerste Arbeit ist geglückt! Hüben und drüben knallen die Pistolen; die ältesten Feuersteinflinten selbst hat man hervorgeholt, um den Freudenlärm zu vermehren.

In diesem Augenblick tritt aus ihrem Hause Leili. Festkleider trägt sie wie auf jener Hochzeit in Balai, aber auf dem Kopfe hält sie, gestützt mit beiden Händen, eine große, kupferne Schüssel mit Plow; das ist die Festspeise für die Gemeinde. Sie tritt heraus, sie sieht hinüber nach Balai. Hell schimmert die Sonne über Balai, und dort, dicht am Felsenrande — wer tanzt? Es ist Dschandar! Vor Freude über das gelungene Werk, vor Freude, daß nun Gumuch und Balai einander nahe rücken werden, tanzt Dschandar! Und wie tanzt er!

Und Leili schwillt das Herz. Und sie hält den Fuß nicht an bei den Ihrigen, sie sieht — dort tanzt ihr Geliebter — und hier liegt der erste Balken über der Kluft! Sie eilt, immer die Schüssel hoch auf dem Haupt, vorwärts, hinab — man sieht sie an, man will rufen, ihr nacheilen, sie halten — da — hat sie schon den Fuß auf den Baumstamm gesetzt, und furchtlos, mit freudestrahlenden Augen, geradeaus blickend nach dem Geliebten, setzt sie Fuß um Fuß auf den schmalen Balken, schreitet sie sicher auf dem unbehauenen Eichenstamm, der über dem gähnenden Abgrunde hängt!

Ich sah sie gehen. Ein zehnjähriger Bub war ich und hing an einem der Felsen in Balai, um auch zu schauen.

Da kam Leili gegangen — wie in der Luft ging sie. Weit von den nackten Armen waren die losen Ärmel zurückgefallen, denn sie hielt ja die Schüssel mit Plow auf dem Kopfe fest. Klak, klak, klak! machten die roten Pantoffeln, aus denen die Ferse bei jedem Schritte heraustritt. Schlank wie ein junger Tschinar*, geschmeidig wie eine Gazelle war sie. Und ihre Augen glühten, und ihr Gesicht war wie eine Flamme. Und hinter ihr sah ich die Leute von Gumuch, Bestürzung, Zorn, Drohung auf jedem Gesicht, alle Dolche blinkten bloß, der finstere Hussain hatte seine Pistole im Anschlag. Ich sah, wie er zielte auf Leili, auf die Tochter, die so alle Scham vergaß, daß sie am lichten Tage vor der ganzen Gemeinde zu ihrem Geliebten zu gehen wagte. Ich sah, wie Hussains Hand zitterte und wie er die Waffe sinken ließ, zum erstenmal in seinem Leben. Hätte er Dschandar gehaßt, seine Hand wäre wohl fest geblieben.

Ich sah auch Dschandar! Ich war zehn Jahre nur, aber ich dachte: Glücklicher Dschandar! Er tanzte immer schöner, immer wilder, immer dringlicher werbend um die furchtlose Leili, die so offen zu ihm kam. Und er hielt sie fest mit seinen Augen, wie mit einer sicheren Hand, daß sie den Abgrund nicht sähe, der unter ihr drohte, daß sie nur ihn sähe, der ihr entgegenlächelte.

Und ungefährdet, ohne zu straucheln, ohne zu erblassen, kam sie hinüber! Sie erreichte den Boden wie unbekümmert — was ist ihr die Gefahr? Dort tanzt ihr Geliebter, und zu ihm geht sie!

Und leuchtenden Auges kam sie in den Kreis der Leute von Balai, die sie sogleich umdrängten. Ruhig nahm sie die Schüssel vom Kopfe.

‚Der Priester! der Mullah!‘ schrie es von allen Seiten, ‚der Priester! der Mullah!‘ klang es den Leuten von Gumuch beruhigend in die Ohren. Und sie hatten die Beruhigung nötig, denn sie warteten in finsterem Schweigen, was geschehen werde, um die Schande von Leili und von ihrem ganzen Dorfe abzuwaschen.

‚Der Priester! der Mullah!‘

Das sah jeder — nur sofortige Hochzeit konnte Leilis und Dschandars Ehre wieder herstellen. Und der Mullah war zum Glück bei der Hand. Mit lauterer Stimme, als er sonst zu tun pflegt, sprach der hastig Gerufene seine Gebete unter dem Schweigen der Gemeinde. Galt es doch, auch den Leuten von Gumuch diese Gebete vernehmbar zu machen.

So wurden Leili und Dschandar noch in der-

* Pappel.

selben Stunde getraut, und die Schüssel mit Plow, die für Gumuch bestimmt gewesen, ward bei der Feier in Balai verzehrt. Die von Gumuch kamen zwar durch die Schlucht hinüber als Gäste, aber auf dem alten Umwege: Niemand versuchte es, Leili nachzutun. Nur die Liebe vermag auf den Wolken zu wandeln wie auf festem Boden!

Ein Wunder nur, daß die schwankende Brücke so starke Liebe trug!

Jetzt ist sie sicher und fest gebaut, die Liebesbrücke, denn Liebesbrücke hat man sie genannt, Liebesbrücke heißt sie bis heute. Ich sehe sie vor mir — so deutlich gegen den blauen Himmel — und dort schreitet Leili — es schimmert ihr rotes Kleid — das weiße Kopftuch flattert — wie Flügel schlagen die losen Ärmel — klak, klak, klak! — — —"

Und in Agbars Augen trat es wie die Schwermut des heimwehkranken Adlers.

Sommerstille.

Des Himmels Kuppel blaut unendlich groß,
umhüllt von Stille, welche ausgebreitet
auf Flur und Wald, der Sommerfriede schreitet
ruhsam dahin und küßt der Erde Schoß.

Der Sonnenglast erglüht auf Strauch und Baum.
Welch selges Atmen in des Mittags Stunde,
gibt von dem sanften Glück der Stille Kunde,
ein Windchen spielt ganz sacht, man merkt es kaum.

Flügelbeschwingt wirft sich vom Ackerrand
der Lerche Jubel auf zum Himmelszelt.
So sommersonnenstill ist diese Welt,
traumtrunken schlafend wie ein Märchenland.

Edgar Chappuis.

Die Zentralheizung unseres Körpers.

Von Dr. P. Enderlein.

Warum hat unser Körper stets die gleiche Temperatur?

Es ist eigentlich eine erstaunliche Tatsache, welche gewaltigen Temperaturschwankungen unser Körper erträgt, ohne daß wir das irgendwie als Störung empfinden. Noch vor relativ kurzer Zeit fanden wir eine Temperatur von vielleicht 10 Grad Kälte durchaus „normal", und jetzt empfinden wir das gleiche bei 25 Grad Wärme — unter besonderen Verhältnissen hält der Mensch noch weit erheblichere Temperaturschwankungen innerhalb von wenigen Stunden aus: wie kommt das eigentlich?

Zu einem gewissen Grad können wir uns natürlich gegen allzu starke Hitze oder Kälte durch entsprechende Kleidung, durch das Heizen unserer Aufenthaltsräume usw. schützen — aber das allein erklärt in keiner Weise die Tatsache, daß die mittlere Körpertemperatur des Menschen stets zwischen 37 und 37,1 Grad Celsius beträgt. Um diese „selbstverständliche" Erscheinung zu ermöglichen, hat die Natur im Körper der Warmblüter, ganz besonders aber in dem des Menschen eine außerordentlich komplizierte „Zentralheizung" geschaffen, deren Funktionen eines der größten von den vielen Wundern des Organismus darstellen.

Unsere Körpertemperatur ist in der Hauptsache das Resultat zweier Faktoren: der inneren, durch die Arbeit des Herzens, der Muskeln usw. bedingten Wärmeproduktion auf der einen und der Wärmeabgabe an die Umgebung auf der anderen Seite. Wenn nun, wie wir wissen, unsere Körpertemperatur 37 Grad Celsius beträgt, und trotzdem etwa in den Tropen auch bei 45 Grad Hitze längere Zeit hindurch unverändert bleibt, dann ist das nur durch die Tätigkeit einer ganzen Reihe von besonderen Organen unseres Körpers möglich, die für einen Ausgleich der Spannungen zwischen den beiden Temperaturen zu sorgen haben. Nun ist es eine bekannte Tatsache, daß bei der Verdampfung von Wasser relativ viel Wärme gebraucht wird, die also der Umgebung entzogen werden muß — man spricht daher von der „Verdunstungskälte" des Wassers. Von diesem physikalischen Vorgang macht unser Körper in größtem Maßstabe Gebrauch, wenn wir schwitzen. Beim Schwitzen verdampft ja bekanntlich Wasser auf der Haut, und diese Verdunstung braucht also Wärme, die dem Körper entzogen wird und ihn dadurch abkühlt. Je heißer es ist, und je intensiver wir arbeiten, desto rascher muß dieser Abkühlungsmechanismus arbeiten — das kann soweit gehen, daß zum Beispiel bei amerikanischen Schnittern, die bei großer Hitze arbeiten mußten, tägliche Schweißmengen von etwa 12 Liter beobachtet